

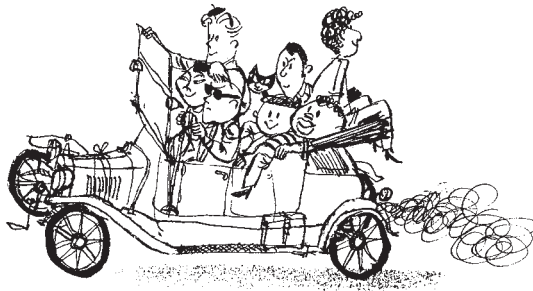
Werner Hörnemann • Die gefesselten Gespenster

Werner Hörnemann

Die gefesselten Gespenster

Eine ziemlich komische Geschichte
um sieben Jungen, zwei Tiere, ein Auto
und einen Spuk

Mit Zeichnungen von Horst Lemke



Reprint mit freundlicher Genehmigung des Herder-Verlages

Verlag Kessel
www.verlagkessel.de

Neue Auflage November 2007, Dezember 2010
Mit freundlicher Genehmigung des Herder-Verlages Freiburg

Verlag Kessel
Eifelweg 37
53424 Remagen-Oberwinter
Tel.: 02228-493
Fax: 03212-1024877
E-Mail: nkessel@web.de
Homepage: www.verlagkessel.de

ISBN: 978-3-935638-94-4

Damit Ihr Bescheid wißt:

Diese Geschichte spielt am Mittelmeer, im sonnigen Süden. Karlchen Müller von nebenan, dem ich sie zuerst erzählte, weil er Fachmann für Geschichten ist – er macht nämlich oft genug welche –, schüttelte den Kopf, grinste wie ein Schaukelpferd und sagte: „So was Verrücktes passiert nicht alle Tage!“ Genau deswegen habe ich sie aufgeschrieben.

Von der großen Hafenstadt Marseille hat sicher jeder schon mal gehört. Dort fängt die Geschichte an. Dicht am Hafen liegt die Altstadt, und in der Altstadt, gleich wenn man reinkommt links, die Zwiebelstraße.

Manche Leute behaupten, in der Zwiebelstraße wohnten nur finstere Gestalten. Ich bin anderer Meinung: erstens habe ich selbst eine Zeitlang da gewohnt, und zweitens wohnen dort die Jungens. Hier sind sie übrigens:



ANDRÉ BOURIAN, sechzehn Jahre alt, Schuhputzer vor dem Börsengebäude. Lang und dünn wie eine Bohnenstange. Behauptet mindestens zehnmal am Tag: „Ich kenne das Leben!“ Stammt aus einer Armenierfamilie, die im Vorort St. Antoine wohnt. Bis vor einem Jahr arbeitete er in einer Seifenfabrik, dann machte er sich selbständig. Lieh sich von seinem Vater Geld und kaufte den Schuhputzstand. Weil er sehr fleißig war, verdiente er ganz gut; zahlte zuerst das geliehene Geld zurück und erwarb danach beim Althändler einen stinkvornehmen schwarzen Anzug, der ihm al-

lerdings viel zu weit ist, und mietete schließlich bei Madame Achmed ein Zimmer. Bis dahin hatte er in einem leeren Bootsschuppen geschlafen. André ist ehrgeizig und strebsam, will nicht Schuhputzer bleiben, spart eifrig und bemüht sich ebenso eifrig um Bildung. Er hat verschiedene Talente, unter anderen auch das, einem auf die Nerven zu fallen.



RENÉ FORGERON, achtzehn Jahre alt, Automechaniker. Sohn eines kleinen Bauern in Burgund. Mittelgroß, breitschultrig und stark wie ein Bulle; rundes, fleischiges Gesicht mit dunkelroten Borsten darüber. Wenn er in Wut gerät – und das geschieht oft, denn er hat ein Temperament wie Brausepulver –, läuft er rot an und rollt die Augen wie ein Gorilla. Behauptet jedoch ständig: „Ich bin der friedlichste Mensch, den ich kenne!“ Sein robustes Herz schlägt für die Technik. Drei Jahre lang lernte er in Dijon, fuhr dann nach Süden und fand in Marseille, an Monsieur Camilles Werkstatt, eine Stelle. Wohnt bei Wassilies, einer Russenfamilie.



FILOU WACAMBO, fünfzehn Jahre alt, Neger, Tellerwäscher im Hotel „Ambassadeur“. Heißt natürlich nicht Filou, sondern irgendwie anders. Bloß wie, das weiß niemand. Sieht aus, als würde er im nächsten Moment mit lautem Knall platzen; seine schwarze Haut scheint nur mit Mühe den anderthalb Meter hohen und fast ebenso breiten Fettkloß zusammenzuhalten. Hersteller der berühmten Ambassadeur-Stulpen, Besitzer eines Hundes namens Stinker und sehr musikalisch. Wohnt zusammen mit seiner Großmutter bei der Familie Quinquaille.



PIPIN HIERONYMUS WANG, fünfzehn Jahre alt, Chinese. Hat nur dann einen Beruf, wenn er unbedingt Geld braucht. Über seine Herkunft weiß man nichts, weil er wenig redet. Er tragt im Rikschastil und wohnt wie Filou bei Quinquaille.

SEPPE PALOTTI, fünfzehn Jahre alt, Italiener. Arbeitet überhaupt nicht, spielt aber gut Gitarre und stiehlt noch viel besser. Wird deswegen „König der Diebe“ genannt, sieht jedoch aus wie ein Engel. Er hat wallende Schmalzlocken und rabenschwarze Augen, die genau so munter in die Welt blicken wie seine schmutzigen Zehen; seine Sandalen sind nämlich ein Bild des Jammers.



TISTA, Seppes fünfjähriger Bruder, ist eigentlich zweimal vorhanden, doch die zweite Ausgabe heißt Tonio, ist sein Zwillingbruder und spielt nicht mit. Tista gehört genommen auch nicht dazu, aber – na, lassen wir das mal. Hat krause Locken, so dicht wie Putzwolle, und ist meistens unvorstellbar schmutzig, obgleich er zu Hause mit Inbrunst und Seife geschrubbt wird. Ißt gern gebratenen Fisch und kann kein „R“ aussprechen.

Seppe und Tista wohnen mit ihren Eltern und den fünf anderen Geschwistern bei Madame Achmed, wo auch André sein Zimmer hat.

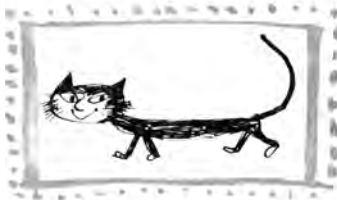
Als letzter, weil erst seit kurzem
in der Zwiebelstraße:



MAURICE DUPONT, neunzehn Jahre alt, Maler von Beruf. Sein Vater ist sehr reich, fabriziert in Lille, Nordfrankreich, die berühmten Dupont-Sicherheitsnadeln, „nur echt mit dem großen D“. Als einziger Sohn – Maurice hat noch zwei Schwestern – sollte er natürlich Kaufmann werden, wollte aber nicht. Lernte statt dessen in Paris Malen und Zeichnen. Vater Dupont versucht ihn dadurch zu bekehren, daß er ihm kein Geld schickt. Er rechnet damit, daß sein verwöhnter Sohn bald von dem harten Dasein eines jungen Künstlers genug hat. Bisher erwies Maurice sich als erstaunlich zäh – und hatte außerdem das Glück, André in die Hände zu fallen, der ihn mit Ambassadeur-Stullen fütterte und in seinem Zimmer schlafen ließ.

Maßgeblich beteiligt sind ferner:

SASU. Von den vierzehn Katzen, die Madame Achmed besitzt, die schönste und kostbarste. Bereits fünfmal preisgekrönt, eng mit Tista befreundet.



STINKER – wie schon gesagt: ein Hund. Hängt sehr an seinem Herrn, dem Tellerwäscher Filou. Gehört zur Rasse der Schäferhunddackelterrier und hat ein trauriges Schicksal.

So, und nun geht's los!

Die Anzeige

Die Cannebière, die Hauptstraße von Marseille, brodelte und kochte in der heißen Sonne Südfrankreichs. Menschen drängten sich auf den Bürgersteigen, redeten und lachten laut und ungezwungen. Grelle Plakate an den Hauswänden priesen Dubonnets Aperitif. Straßenbahnen bimmelten schrill, Autos flitzten beängstigend schnell durch das Gewühl, Straßenhändler boten kreischend ihre Waren an und ruderten dabei mit den Armen, als ob sie soeben den Verstand verloren hätten. Ein richtiger Hexenkessel!

Im Schatten einer Palme stand Maurice. Er achtete nicht auf das bunte Bild vor seinen Augen, er hörte auch nicht auf das wogende Gebrodel der Hauptstraße, er hörte seinem Magen zu, denn der knurrte wie ein gereizter Kettenhund.

„Verflixt!“ murmelte er. „Alles geht schief. Sogar diese wunderbare Sache mit den Reklamesprüchen. Mist! Also doch wieder Ambassadeur-Stullen! Es ist zum ... Na ja!“

„Los, ‘rüber!“ befahl er sich selbst, nahm die Hände aus den Taschen seiner Manchesterhose, trabte über die Straße und steuerte die Grünanlagen vor der Börse an. Unterwegs dachte er: *irgendwas* muß geschehen. So geht es nicht weiter.

„Morgen, André!“ begrüßte er den Schuhputzer.

„Ah, Maurice!“ sagte André lächelnd und machte eine großartige Handbewegung, „bitte, nimm Platz. Einen Augenblick mußt du dich noch gedulden. Mein Geschäft – nicht wahr, du verstehst?“ säuselte er. „Ich habe nämlich jetzt Hochbetrieb!“

Maurice grinste und nahm Platz, das heißt, er setzte sich schlicht auf die Steinplatten des Bürgersteigs neben Andrés „Geschäftseinrichtung“, bestehend aus einem vorsintflutlichen Armsessel mit einer abgeschrägten Kiste davor.

Typisch André, dachte er, immer dieses gespreizte Gerede! „Bitte, nimm Platz!“ Haha! Eine Handbewegung wie ein Oberkellner! Aber der bringt‘s noch zu was, das ist sicher.

André stand mitten auf dem Bürgersteig, seine schlacksige, dünne Figur zu ganzer Größe aufgerichtet, beide Arme in den Hüften. Er fischte nach Kunden, und dafür hatte er seine eigenen Rezepte. Ein junger Mann mit einem riesigen Fliederstrauß in der Hand näherte sich. André schoß auf ihn los.

„Aber Monsieur! Haben Sie sich mal Ihre Schuhe angesehen?“ fragte er ihn, geradezu väterlich mahnend. „So wollen Sie Ihrer Braut einen Besuch machen? Aber kommen Sie, ich bringe das sofort in Ordnung!“

Ehe der völlig Verdutzte sich äußern konnte, saß er bereits auf dem Holzstuhl. Sogleich fiel André über seine Fußbekleidung her. Staubbürste, einkremen, harte Bürste, weiche Bürste, blauer Lappen, grüner Lappen. Und zum Schluß ein dunkelweißer. Zwischendurch ratterte Andrés Mundwerk

„Blitzblanke Schuhe, ich sage Ihnen, das hebt die ganze Figur! So was von Glanz bringt nur der Fachmann fertig – bitte etwas die Ferse drehen – so – und nun sehen

Sie bitte mal: glänzen wie ein Spiegel, Ihre Schuhe, nicht wahr? Jaja, gelernt ist nun mal gelernt! Macht zwanzig Centimes!“

Der Kunde bezahlte und stand auf.

„Vielen Dank, mein Herr! Bitte beehren Sie mich bald wieder!“ André verbeugte sich ruckartig und machte eine Art Kratzfuß. Dann ging er zu Maurice hinüber.

„Nun, was gibt es denn?“ fragte er, wie immer jede Silbe deutlich betonend. „Wieder nicht geklappt?“

Maurice seufzte nur, aber abgrundtief. André war zartfühlend genug, sich nicht über das allerneueste Mißgeschick des Malers lustig zu machen. Er sagte nur:

„Ja, Geldverdienen ist gar nicht so leicht, wenn man es nicht gewöhnt ist!“ Und schon nach erstaunlich kurzem Nachdenken setzte er hinzu: „Ich gehe doch nicht fehl in der Annahme, daß du Hunger hast, oder?“

„Erraten!“ sagte Maurice und lächelte trotz all seines Elends, denn Andrés Redeweise war nun mal zu komisch. Sie paßte genausowenig zu ihm wie sein viel zu weiter schwarzer Anzug.

„Ja, ich kenne das Leben“, bemerkte der Schuhputzer weise, bückte sich und nahm aus der Holzkiste ein dickes Stullenpaket, das er Maurice reichte.

„Da! Es ist noch genügend vorhanden. Möge es dir munden! Ich begeben mich derweil wieder ans Werk!“ André machte eine kleine Verbeugung und ging zurück auf die Straße zum Kundenfang.

„Alter Affe!“ murmelte Maurice grinsend hinter ihm her. „Wenn du nicht so ‘n netter Kerl wärst, na!“

Dann widmete er sich den Ambassadeur-Stullen, die natürlich deshalb so hießen, weil sie aus dem Hotel ‚Ambassadeur‘ stammten. Filou, der schwarze Fettkloß, war ihr Hersteller.

Als Tellerwäscher war Filou zweifellos tüchtig. Am tüchtigsten aber war er beim Abräumen der Teller und Platten, die aus dem Restaurant zurückkamen. Dann arbeitete der Schwarze mit einer Fixigkeit, die ihm niemand zugetraut hätte. Wie ein Hai stürzte er sich auf die Reste – und es blieb immer allerlei übrig –, nahm eine Scheibe Brot oder Toast und packte wahllos, wie es gerade kam, Braten, Fisch, Käse oder Wurst darauf, legte eine Scheibe darüber, rollte unheimlich schnell und geschickt eine Serviette um das Ganze und ließ die fertige Stulle in der Hosentasche verschwinden. Waren beide Taschen voll, dann flitschte er wie ein Aal in den Nebenraum, wo sein grauer Segeltuchsack hing, und packte aus. Man soll nichts umkommen lassen, was andere Leute gut brauchen können, meinte er, und schob jeden Morgen seinem Freund André, der im ‚Ambassadeur‘ die Schuhe putzte, einen Armvoll Brote in die Kiste.

Maurice kaute mit vollen Backen. Heute gab es Toast, hart wie eine Panzerplatte, mit Ochsenzunge, Ölsardinen und Schweizer Käse. Eine seltsame Mischung, aber Maurice schmeckte es. Schließlich war gleich Mittag, und er hatte nicht gefrühstückt. Das Frühstück hatte er sich mit der neuen Idee verdienen wollen, und daraus war dann wie üblich nichts geworden.

Anfangs hatte er natürlich versucht, Bilder zu verkaufen. André hatte ihm Geld geliehen für Wasserfarben, Zeichenpapier und ein paar Pinsel. Aber seine Aquarelle wurde er nicht los. Nirgendwo. Nicht etwa, weil sie schlecht gewesen wären, nein, Maurice hatte kein Talent, sie in der richtigen Weise anzubieten.

Er betrat die Kunsthandlungen mit Zittern und Zagen, genierte sich unsäglich, und wenn er dann auf sein Gemurmel eine unwirsche Antwort bekam, verschwand er fluchtartig.

Nach ein paar Mißerfolgen gab er die Sache auf und versuchte, auf andere Art Geld zu verdienen. Eines Abends hörte er Seppe auf einer Gitarre klimpern, und sofort beschloß er, eine Tanzkapelle zu gründen.

„Das ist doch ‘ne Sache, Jungens!“ hatte er geschwärmt. „Seppe spielt Gitarre, Filou Akkordeon, ich übernehme das Schlagzeug. Krachmachen war immer schon meine Spezialität. Und Pipin – Pipin kann gar nichts. Schade. Na, der muß dann dirigieren!“

Filou, der sehr musikalisch war, quetschte bloß hervor:

„Hassen Akkordijon? Nee! Hassen Schlachzzeug? Nee! Kanns aber aum Kamm blasen, is auch ganz schön!“

„Aber schon bald war er wieder mit einer neuen Idee gekommen: „Was ganz Großartiges, Jungens!“ hatte er strahlend verkündet. Doch die neue Idee war genauso unmöglich wie alle andern. Das heißt: an sich war sie ganz gut, bloß nicht für Maurice, der zum Dichter ebensowenig Talent hatte wie eine Kuh zum Radfahren. Es handelte sich nämlich um Werbung.

Siegesgewiß lächelnd, einen Topf weißer Farbe und einen Pinsel in der Hand, war Maurice heute morgen losmarschiert.

Als er das Geschäftsviertel erreicht hatte, war er schon weniger siegesgewiß. Zögernd schaute er die Straße entlang. Dann faßte er sich ein Herz und betrat den Laden des Möbelgeschäftes Cavaillon & Co.

„Ich möchte Ihnen einen Reklamespruch an die Schaufensterscheibe malen“, sagte er zu Monsieur Cavaillon.

„Meinetwegen. Was kostet das?“

Maurice machte es billig: „Nur einen Franken!“

Dafür konnte er gerade das versäumte Frühstück nachholen.

Als er jedoch vor der großen Scheibe stand, da wollte ihm nichts einfallen. Es sollte ein kurzer, wirkungsvoller Zweizeiler sein. Der Vers sollte sich leicht einprägen und auf die geradezu einmalige Qualität der ausgestellten Betten, Sessel und Couchen hinweisen.

Nach langem Überlegen malte er fein säuberlich folgenden Spruch:

Cavaillons Sessel sind apart,
äußerst billig und nicht hart!

Maurice war sehr stolz, nicht aber Monsieur Cavaillon.

„Das ist ja ein haarsträubender Unsinn, Verehrtester! ‚Nicht hart‘? Butterweich sind meine Sessel! Nein, schreiben Sie was anderes!“

Auf ‚butterweich‘ fand er trotz langen Nachdenkens keinen Reim, darum schrieb er:

Die Möbel nur von Cavaillon,
das weiß der kleinste Säugling schon!

Wieder rief er den Besitzer heraus. Der las den Spruch und sagte wütend: „Wischen Sie den Unsinn ab und verschwinden Sie!“

Tief enttäuscht schlich Maurice davon. Es war doch sehr schwierig, brauchbare Werbetexte zu dichten!

Bei einem Süßwarengeschäft versuchte er sein Glück noch einmal. Er schrieb:

Und Kinder stehen hier mit großen Augen,
die wollen gerne Bonbons saugen!

„Völlig unbrauchbar!“ sagte die Ladeninhaberin. „Nein, machen Sie den Stuß wieder ab.“

Aber als sie Maurices Gesicht sah, das vor Kummer und Hunger ganz faltig geworden war, schenkte sie ihm eine Tüte mit sauren Drops.

Ja, so war das gewesen. Und jetzt saß er schon wieder bei André und aß Ambassadeur-Stullen.

Eigentlich hatte er ja nie wieder welche essen wollen. Er war sie gründlich leid. Ganz gründlich sogar. Wenn das mit den Werbesprüchen geklappt hätte, dann wäre ein saftiges Steak fällig gewesen.

Ich darf nicht daran denken, dachte er, dann läuft mir ‘n Kubikmeter Wasser im Mund zusammen. Ewig diese Stullen! Was will man machen, wenn man nichts verdient! Es ist zum ... Aber so geht das nicht weiter! Ich kann mich doch nicht von den Jungens durchfüttern lassen!

Ich kann auch nicht dauernd bei André wohnen, ganz umsonst!

André teilte nämlich sein Zimmer mit ihm. Er teilte es sogar im wörtlichen Sinne. André war nun mal eine gute Seele. Bloß Unordnung konnte er nicht leiden. Schon am zweiten Tag sagte er zu Maurice:

„Ich muß zu meiner Betrübnis feststellen, daß du ein Schlamper bist! Da wollen wir eine reinliche Trennung vollziehen, nicht wahr?“

André vollzog, das heißt: er nahm ein dickes Stück Kreide und zog einen Strich mitten durchs Zimmer.

„So“, sagte er dann zufrieden, „die eine Hälfte gehört dir, da kannst du machen, was du willst!“

Und wenn nun Maurice mal einen Pinsel fallen ließ, der über den Strich in Andrés peinlich geordnete Zimmerhälfte rollte, dann nahm André ihn wortlos auf und legte ihn jenseits des Striches nieder.

Anfangs hatte Madame Achmed, Andrés Wirtin, heftigen Krach gemacht und wollte nicht dulden, daß Maurice sich bei André einquartierte. Als Maurice jedoch der alten Frau ein Bild ihrer Lieblingsskatze Sasu schenkte, da strahlte sie und ließ ihn seitdem in Frieden.

Maurice seufzte und stand auf. Sicher, ich bin mal wieder satt; dachte er und wischte sich die Krümel von der Hose. Aber wie!

André, der inzwischen drei Kunden bedient hatte, kam zu ihm heran, langte in die rechte Hosentasche, holte eine Zigarette hervor, brach sie durch und gab dem Maler die eine Hälfte.

„Du bist ein feiner Kerl, André!“

Der feine Kerl tippte sich an die Stirn und begab sich wieder in den Strom der Passanten, um neue Kunden zu fangen.

Maurice zündete den Stummel an, nickte André zu und schob ab. So geht das tatsächlich nicht weiter, dachte er. Nette Kerle, besonders André. Wenn auch ‘n bißchen verrückt. Aber ich kann mich doch schließlich nicht von einem Tellerwäscher verpflegen und von einem Schuhputzer beherbergen lassen!

Nein, so geht das nicht weiter! Irgendwie *muß* man doch Geld verdienen können!

Nachdenklich schlenderte er über die Cannebière. Zum erstenmal in seinem Leben spürte er Neid. Er beneidete die Leute in den Cafés und Restaurants, die essen und trinken konnten, was sie wollten. Er beneidete alle, die ihm gut gekleidet oder fröhlich lachend entgegenkamen.

Die haben‘s alle besser als ich, dachte er. Die essen Schlagsahne, ich muß Ambassadeur-Stullen kauen!

Aber ich könnte es ja genausogut haben! Ganz genauso! Ich brauchte nur dem alten Herrn einen Brief zu schreiben. Ich brauchte bloß die Malerei an den Nagel hängen. Dann könnte ich im Auto durch die Gegend fahren. Und essen, was ich gern möchte. Jetzt zum Beispiel ein prima Steak. Hm, machte er genießerisch. Plötzlich blieb er stehen und betrachtete gedankenverloren einen der zahlreichen Blumenkarren. In Bleheimern standen nebeneinander dicke Büsche von Rosen, Chrysanthemen, Nelken, Tulpen und Veilchen. Minutenlang glitt sein Blick über die morgenfrisch leuchtenden Sträuße und blieb endlich auf einem Veilchenbund haften.

Toll, wie das Licht den Farbton veränderte! Dieses Blau müßte man malen können!

Malen! Ach ja, malen!

Das Malen aufgeben? In stickigen Büros sitzen? Mit Kunden feilschen? Nein! Nichts für mich. Ich muß malen! Aber zunächst muß ich Geld verdienen, um leben zu können. Um malen zu können. Vorläufig bringt die Malerei noch nichts ein. Also es muß irgendwas geschehen. Bisher hab ich Pech gehabt. Braucht ja nicht immer so zu bleiben. Irgendwas wird ja schließlich klappen.

Langsam ließ er sich von der Menschenmenge weiterschieben.

An der übernächsten Straßenecke traf er einen kleinen, ziemlich abgerissen aussehenden Chinesenjungen.

Aha, dachte er, Nummer zwei.

Der Gelbe trug einen Packen Zeitungen unter dem Arm und brüllte wie am Spieß:
„Courier du Midi! Courier du Midi!“

„Morgen, Pipin!“ begrüßte ihn Maurice. „Ich traue meinen Augen nicht: du arbeitest?“

„Leider! Du weißt, Zeitungen verkaufen find ich widerlich, aber – ‚Courier du Midi‘ – aber Monsieur Wassilie, der Besitzer meiner fürstlichen Gemächer, drängt so unverschämt auf – ‚Courier du Midi!‘ – Bezahlung der Miete. So sind die Kapitalisten – ‚Courier du Midi!‘“



Ein Mann, der es offensichtlich eilig hatte, kaufte eine Zeitung und wartete nervös auf das Wechselgeld, das er noch zu bekommen hatte. Unendlich langsam und umständlich veranstaltete Pipin eine Ausgrabung in seiner rechten Hosentasche. Alles mögliche förderte er zutage, nur kein Kleingeld. Bis es dem Käufer zu bunt wurde.

„Ach, laß schon!“ brummte er ärgerlich und verschwand in der Menge. „Warum nicht gleich so?“ meinte Pipin grinsend. „Als ob unsereins nicht auch mal gern ein Trinkgeld bekäme!“

„Den Bogen hast du prima raus!“ Lachend klopfte Maurice ihm auf die Schulter und sagte: „Gib mal ‘n Blatt!“

Unter dem Stapel auf seinem linken Arm zog Pipin eine nur wenig zerlesene Morgenzeitung hervor und reichte sie Maurice. Für solche Blätter aus zweiter Hand hatte der Chinese eine ganze Reihe fester Abnehmer. Er verkaufte sie billiger, weil er sie umsonst bekam. Es waren nämlich liegengebliebene Zeitungen, die er am Platz d‘Aix in den wartenden Autobussen und Straßenbahnen aufgesammelt hatte.

Maurice setzte sich dicht an der Hauswand auf das Pflaster. Hier im Schatten, und dazu noch mit angenehm gekühlter Sitzfläche, war die Hitze auszuhalten.

Er las. Erste Seite Politik. Die üblichen Schlagzeilen, aber nichts Aufregendes.

Zweite Seite. Eisenbahnunglück in Malincourt. Hm. Ein Wasserrohrbruch. Reklame für irgendeine Zigarettenmarke. Schafsdämlich gemacht. Kein Blickfang. Man müßte hier ... Ach, geht mich nichts an.

Dritte Seite. Eine kurze Erzählung. Nicht schlecht. Das übliche Gedicht.

Aber hier: Nachrichten von Kunstauktionen und Ausstellungen. Was? Der Jambon hat den ersten Preis gekriegt? Toll! Der ist nur zwei Jahre älter als ich. Wird Zeit für mich. Ich muß mich ranhalten. Ich muß ausstellen.

Vierte Seite: Anzeigen. Maurices Augen überflogen die Spalten. Interessiert mich nicht.

Na – was ist das denn? Seine Augen blieben an einer groß aufgemachten Annonce hängen. Er las:

Wer vertreibt einen Spuk? Schloß, aus dem Mittelalter stammend, wird seit langem von lästigen Spukerscheinungen heimgesucht. Internationale Fachleute bisher erfolglos. Für endgültige Beseitigung ist eine Belohnung von 3000 Franken! ausgesetzt. Angebote an Chiffre 1237 dieses Blattes.

Donnerwetter! Allerhand Geld, bloß um einen Spuk loszuwerden! „Pipin! Pipin! Komm doch mal her! Lies mal! Hier, die Anzeige!“

Der Gelbe las mit ungerührtem Gesicht.

„Was ist das: Spuk?“ fragte er dann. „Ungeziefer? Flöhe, Wanzen?“

„Nein! Ein Geist, ein Gespenst, das im Haus herumrennt und Getöse macht.“

„Geist? Gespenst?“ Pipin schüttelte den Kopf. „Das gibt’s ja gar nicht!“ Entrüstet ging er auf den Bürgersteig zurück.